Michael Krüger

Laudatio für Irene Dische anlässlich der Auszeichnung mit dem Jonathan-Swift-Preis 2026 im Literaturhaus Zürich

8.11.2026

Als ich Ende der fünfziger Jahre in Berlin mein Taschengeld mit dem Austragen von Zeitschriften aufgebessert habe, bestand meine Kundschaft zu großen Teilen aus alten Damen, die man in den zu Altenheimen umgebauten Villen in Berlin-Zehlendorf untergebracht hatte. Es war viel Adel darunter, aus Ostpreußen, Pommern, dem Baltikum, Schlesien. Die Frauen hatten alles verloren, nur eben nicht ihre Erinnerung an die trägen späten Sommertage, an blühende Gärten, frische Leintücher auf der Leine und die langen Seufzer, die zwischen den Buchsrabatten und dem verblühenden Rhododendron sich Luft verschafft hatten. Meine kleinadeligen Damen, verarmt und ohne jede Hoffnung, je ihre nun „dem Russen“ gehörenden Landsitze je wiederzusehen, waren vernarrt in meine Zeitschriften, in denen auf geradezu schamlose Weise die Geschicke und Machenschaften des Groß-Adels verhandelt wurden. Umfangreiche Berichte über Farah Diba und Fabiola oder über den dicken König Faruk von Ägypten, der im Exil in Rom ein verschwenderisches Leben führte, wurden geradezu verschlungen und abgewogen gegen den Glamour der kleinbürgerlichen Grace Majer, die es als Fürstin Gracia Patricia von Monaco zu einigem Ansehen gebracht hatte. Ich erinnere mich, dass mir der Schweizer Philosoph Peter Bieri, der an der Berliner Uni lehrte und als Pascal Mercier den „Nachtzug nach Lissabon“ fahren ließ, einmal stolz seine neue Adresse in Berlin mitteilte und zu Tode erschrocken war, als ich ihm sagte, welche adligen Damen vor ihm in seinem Schlafzimmer übernachtet und in seiner Küche ihr karges Mittagsbrot eingenommen hatten.

Aus diesen ziemlich banalen Üblichkeiten im „Grünen Blatt“ oder „Heim und Welt“, immer groß inszeniert als ein Drama aus Wunschträumen und Sehnsüchten vor dem

Hintergrund einer zu Ende gehenden jahrhundertealten adligen Geschichte, stach eine Person heraus, die irgendwie anders war und auch von meiner kleinadligen Kundschaft anders diskutiert wurde: nämlich Victoria Alice Elizabeth Julia Marie von Battenberg, kurz: Alice, aus Darmstadt, die mit dem vierten Sohn des griechischen Königs Georg I., einem gewissen Andreas, verheiratet war und mit ihm fünf Kinder hatte, vier Mädchen und einen Buben, der auf den Namen Philip getauft wurde und es immerhin zum Gemahl der Königin Elizabeth von England gebracht hat.
Mit anderen Worten: Alice war die Oma des heutigen Königs Charles III. Sie stirbt am 5. Dezember 1969, genau vier Tage vor meinem 26. Geburtstag.

Ihre sterblichen Überreste werden nicht etwa, wie es sich gehört hätte, in Windsor, Athen oder Darmstadt beigesetzt, sondern merkwürdigerweise nach Jerusalem überführt und dort auf einem jüdisch- orthodoxen Friedhof beerdigt.
Wenn Alice damals im „Neuen Blatt“ oder in „Heim und Welt“ abgebildet wurde, sah man eine vom Leben gezeichnete, kettenrauchende alte Frau, die in einem Nonnenhabit steckte und etwas erstaunt-verwirrt in die prächtige Welt schaute, die um sie herum aufgebaut war.

Dieser Prinzessin Alice hat unsere Preisträgerin Irene Dische - um auch sie endlich zu erwähnen - ein Buch gewidmet, in dem ausschließlich die Prinzessin selbst zu Wort kommt: Sie erzählt - auf einhundertfünfzig Seiten - ihr phantastisches Leben. Es ist ein zutiefst verstörendes, anhaltend faszinierendes, aber auch komisches Lebensbuch, und während man Seite um Seite aufmerksam verfolgt, die die Prinzessin, die 1930 durch Vermittlung von Marie Bonaparte in die Klinik des Freud-Schülers Ernst Simmel eingeliefert wird, weil sie nach dessen Diagnose unter einem schizophrenen Paranoid leidet, fragt man sich, warum um Himmels willen die Autorin der „Frommen Lügen“ und der „Großmama“ sich ausgerechnet dieses schräge adlige Leben ausgesucht hat, um ihre kluge Menschenkenntnis zu demonstrieren. Ganz am Ende des Buches erhält diese

Frage womöglich eine Antwort. Da ist viel von Alices Schwägerin Marie Bonaparte die Rede, einer Prinzessin von Griechenland und Dänemark, die ihr Haus auf ihrem Landsitz Saint Cloud bei Paris Alice und ihren Kindern zur Verfügung stellt.
Die Prinzessin Marie Bonaparte kennen alle, die sich mit der Geschichte der Psychoanalyse beschäftigt haben, weil sie Patientin von Sigmund Freud war, einige seiner Schriften ins Französische übertragen hat und selber Autorin einiger wichtiger Schriften war, unter anderem von „La sexualité de la femme“, das wenigstens zu meiner Zeit alle selbstbewussten Frauen gelesen haben. Diese Prinzessin Marie Bonaparte, die tatsächlich um ein paar windige Ecken hinweg mit Napoleon verwandt war, diese Marie Bonaparte, heißt es auf den letzten Seiten von Irenes Buch, verfasste ein Empfehlungsschreiben für einen ihr unbekannten, mittellosen aber genialischen Juden, der auf Grund dieser Empfehlung tatsächlich einen Platz auf einem der letzten Schiffe nach Amerika fand, wo er, ein ausgebildeter Chemiker, bald wieder ein eigenes Forschungslabor betrieb. Wenn ich mich nicht täusche, hat dieser Emigrant etwas mit der Familiengeschichte Irenes zu tun: Es könnte ihr Vater gewesen sein.

Und auch Alice selber hat einen Weg zum Judentum gefunden. Während der deutschen Besatzung Griechenlands versteckt sie eine jüdische Familie in ihrem Haus, die später dafür sorgt, dass Alice in das Ehrenregister der Gedenkstätte Yad Vashem aufgenommen wird. „Ich verbringe meine Ewigkeit bei Gott“ - lautet der letzte Satz von Irene Disches Buch - „im Gelobten Land, ganz in der Nähe der Cohens, meiner wahren Familie, auf dem Ölberg von Jerusalem.“

Das sind nur einige Stichworte, um das dichte Geflecht aus Hochadel und Neurose anzudeuten, das auf diesen einhundertfünfzig Seiten so kunstvoll geknüpft wird. Denn es ist alles wahr - (oder doch fast alles) -, was uns die Prinzessin hier auftischt, auch wenn es wie von Irene Dische erfunden klingt.

1938 kehrt sie nach Athen zurück, wo wieder die Monarchie eingeführt wurde, und kümmert sich um Verfolgte, zum Beispiel die schon erwähnte Familie Cohen. 1947 erscheint sie noch einige Male auf Fotografien zusammen mit ihrem Sohn Philip. 1967, nach dem Militärputsch, muss die gesamte königliche Familie Griechenland verlassen und zieht nach England. Im Buckingham Palace ist Alice 1969 unter den Augen von Philip und Königin Elizabeth gestorben.

Man ahnt, wenn man das Buch von unserer Preisträgerin gelesen hat, woher Prinz Philip seinen sarkastischen Humor hatte, der ihm das ehrenvolle Prädikat „König des Fettnäpfchens“ einbrachte. Bekanntlich hat er den deutschen Bundeskanzler Kohl mit den Worten beehrt: Guten Tag, Herr Reichskanzler! und ein afrikanisches Staatsoberhaupt, das zu Philips Ehren ein buntes Gewand angezogen hatte, mit der Bemerkung überrascht: Sie sehen aus, als hätten Sie sich schon fertig fürs Bett gemacht.

Sollten Sie das Buch „Prinzessin Alice“ von Irene Dische noch nicht gelesen haben, dann dürfen Sie sich freuen.
Es ist eine europäische Pathologie im Taschenformat, in dem ausschließlich die leise Stimme von Alice hörbar ist - die wiederum nur Sätze spricht, die sie von Irene Disches Lippen abgelesen hat: über Könige und Gräfinnen, Kriege und Bürgerkriege, gelungene und missglückte Eheschließungen mit Gott und der Welt, über Ärzte und Scharlatane, über Glück und Elend.

Die Parallelisierung des Komischen mit dem Schrecklichen, von Lakonie und Pathos, die Irene Dische in ihren Großmuttergeschichten so glänzend entwickelt hat, zeigt die großartige Physiognomikerin, wie sie es in deutscher Sprache fast nicht mehr gibt.

Von den „Frommen Lügen“ bis zu „Prinzessin Alice“ hat Irene Dische ein solides und trotzdem licht- und luftdurchlässiges Haus aus Prosa gebaut. Eine meiner

Lieblingsgeschichten ist die Geschichte über ihren alten Vater, den wir schon aus den herabsetzenden Großmama-Babbeleien kennen, die kein gutes Haar an diesem schlampigen Genie gelassen hat, über den Chemiker Professor Dische, und natürlich enthält ein Porträt des exzentrischen Vaters immer auch ein Porträt der wahrscheinlich ebenfalls exzentrischen Tochter.
„Der Doktor braucht ein Heim“ heißt dieses kurze Büchlein.
Dische, wie ihn die - alles andere als jüdische - Großmama immer barsch und kurz genannt hat, ist in einem Frühstadium der Demenz angekommen. Er weiß nicht mehr, wo er sich befindet, in Drohobycz, Wien oder am Hudson.
In seinem angegriffenen Gehirn purzeln die Frauen seines Lebens durcheinander, ein großer Teil von ihnen ist von den Nazis ermordet worden, den Banditen des Jahrhunderts, wie er sie nennt.

Und jetzt denkt der genialische Dische in seiner ausgeräumten Wohnung am Hudson, er sei in Drohobycz, wo er mit den Eltern gewohnt hat, oder an seinem Studienort Lemberg, in Lwiw, dessen Bewohner gerade jetzt, wo wir hier so gemütlich sitzen, bombardiert wird, oder in Wien, wo er promoviert wurde, oder eben am Hudson.

„Leider Gottes“ - murmelt Dische so vor sich hin - „ist das Leben in New York viel schwieriger als das Leben in Wien. Die New Yorker sind Proletarier, die Wiener Kleinbürger. Darin besteht der ganze Unterschied: der Kleinbürger ist irgendwie menschlicher als der Proletarier.“ Und etwas später erklärt er, wie man von Drohobycz nach New York kommt: „Sie nehmen die breite Straße, die von dem Platz in Drohobycz abgeht, neben der koscheren Metzgerei an der Ecke. Die Straße führt am Fluss entlang zu einer großen Brücke. Die überqueren Sie und gehen dann immer weiter, bis Sie zum Kentucky-Fried-Chicken kommen. Dann die nächste links und noch einmal rechts. Sehen Sie die Rosen? Sehen Sie die Dackelstatue? Dieses Haus ist dackelfreundlich. Der Hausherr heißt Happy, er ist zwanzig Zentimeter hoch, und sein Schwanz drischt

wie ein Säbel hinter sich. – Ach, jetzt habe ich Sie zu Gretels Haus geführt. Diese Duplizität der Vergreisnisse!“
Am Ende dieser ans Herz greifenden Stolperei durch ein jüdisches Leben im 20. Jahrhundert kommt die Tochter - Irene - und bringt ihn in ein Heim, das Taxi wartet schon vor der Tür. Dische hat gerade noch Zeit für folgende Überlegung: „Ängste und Ehrgeiz kann ich in den Wind schlagen. Ich habe ein Alter erreicht, in dem mir das Wort Heim alles bedeutet. Wie jeder normale Mensch, der beim Militär oder im Gefängnis die gute Nachricht erfährt, kann auch ich sagen: Endlich, endlich kehre ich heim, in diesem Fall in die Villa an der Donau, wo ich hingehöre. Und wie ein normaler Mensch - in dieser Hinsicht ist das Leben an mir vorübergegangen - bin ich außer mir vor Freude.“

Liebe Irene, meine Damen und Herren, ich gehöre nicht zu den Menschen, die an einen unbedingten Fortschritt glauben. Es ändert sich immer etwas, aber selten in die richtige Richtung. Dass wir 2026 uns noch immer mit dem Problem, besser: mit dem Skandal des Antisemitismus herumschlagen müssen, dass die Religionen sich noch immer nicht auf eine Una-sancta-Ebene verständigen konnten und nach wie vor islamistische Dummköpfe im Namen Allahs die Welt zurückdrehen wollen, dass es Staatspräsidenten gibt, die gnadenlos ihre Bomben auf Kinder und Eltern des Nachbarstaats werfen und dafür nicht vor Scham für immer und ewig im Boden versinken, dass Schwarze und Weiße nicht nur in den Staaten nach wie vor in der Hauptsache verschiedenen Kulturen und Klassen angehören, wie Irene in ihrem Roman „Schwarz und Weiß“ auf sehr genaue Weise demonstriert hat -

Natürlich gibt es auch Fortschritte. Einen Satz wie den von Jonathan Swift aus seinen „Gedanken über verschiedene Gegenstände“ käme heute keinem mehr - nicht einmal der alles wissenden und alles aussprechenden Künstlichen Intelligenz - über die Lippen. Da heißt es: „Über eine Spur von Geist in einer Frau freuen wir uns ebenso wie über ein

paar Worte, die ein Papagei richtig herausbringt.“ Aber Irene Dische hat sich an solchen Sprüchen mit einer ganzen Ladung von boshaften Aussagen über Männer gerächt, die sehr dicht über alle ihre Bücher verteilt sind. „Du bist alt und grässlich“ - heißt es in „Fromme Lügen“ - „Du solltest nie wieder was essen dürfen. Verhungern lassen sollte man dich, schon aus humanitären Gründen.“ Dische-Leser haben ganze Anthologien solcher Sprüche gesammelt, die mit dem ersten Satz des „Großmama“-Romans beginnt, der bekanntlich lautet: „Dass meine Enkeltochter so schwierig ist, hängt vor allem mit Carls geringer Spermiendichte zusammen.“ Und eine Seite weiter heißt es: „Es ist Frauensache, dafür zu sorgen, dass die Familie ihr Niveau hält. Männer sind nicht stark genug. Die Frauen müssen darauf achten, dass sie nicht aus der Reihe tanzen, auch nicht aus der Ahnenreihe.“ Und über den eigenen Ehemann: „Er schaffte es nicht, die Hand gegen jemanden zu erheben, deshalb litt er. Schwach“ - das war das Fazit der Großmutter. Und gleich danach heißt es: „Aber der schwächste Mann, der mir je begegnet ist, war Dische, mein erster Schwiegersohn.“

Es bleibt eines der ungelösten Rätsel der Weltliteratur, warum einer oder eine Schriftsteller oder Schriftstellerin wird. Die aufwendige Sequentierung eines DNA-Moleküls hat alles mögliche über das lesende Tier herausgefunden, aber warum Virginia Woolf fünftausend Seiten geschrieben hat und eine berühmte Schriftstellerin geworden ist, während die ein paar Straßen weiter lebende Victoria Sheep es trotz sechstausend Seiten nicht auf die Reihe gekriegt hat, das ist in den endlosen Reihen der Molekülaufschlüsselung nicht herauszufinden. Ist es eine Abweichung? Ist es ein Fehler? Eine freudianische Leerstelle, aus der etwas hervorquillt, was bei „normalen“ Menschen gewissermaßen trocken bleibt? Schriftsteller und zumal Schriftstellerinnen sind eigentümliche Wesen, und es spricht für ihre Kunst, dass trotz der hundert und mehr Millionen Bücher, die es auf der Welt gibt, eine einigermaßen plausible Erklärung fehlt, warum es sie überhaupt gibt.

Und es zeugt vielleicht nicht von allzu großer Intelligenz, kommt dafür aber der Wahrheit ziemlich nahe, wenn ich behaupte, dass eine gleichermaßen gewitzte wie kluge, um nicht zu sagen mit allen Wassern gewaschene und die Höhen und Tiefen, aber auch die flachen Stellen der menschlichen Sehnsüchte und Triebe kennende Großmutter die beste Voraussetzung für eine Geschichtenerzählerin wie Irene Dische ist.
Mein spontaner Seufzer damals, bei der ersten Lektüre, war: Mein Gott, hat die Glück gehabt.
Ich hatte auch eine wunderbare Großmutter, die mich auf wundersame Weise die ersten Jahre meines Lebens - Nachkriegsjahre! - begleitet hat, aber es war eine gedemütigte Großmutter, die darüber, dass man ihr alles -außer mir - genommen hatte, mit Gott ins trübe Streiten geriet. Sie wurde immer defensiver.

Irenes Großmutter dagegen, die ihren Geliebten, der um ihre Hand anhielt, zunächst einmal gezwungen hat, sich zum christlichen Glauben zu bekennen, hat auch in der Emigration in den Staaten nichts von ihrem Mut, ihrer Kampfeslust, ihrer Courage verloren.

Wer eine solche Großmutter hat, der oder die muss Erzählerin werden. Die Mutter hat es da schwerer: Sie hat ihre Liebschaften, ihren Beruf - als Pathologin musste sie sich um einen großen Teil der New Yorker Toten kümmern -, sie hat nicht die Übersicht über die komplizierten familiären und nicht die Einsicht in die seelischen Strukturen, die man haben muss, um eine nicht ausschließlich zur Demut erzogene mitteleuropäische Familie in der Emigration am Leben, über Wasser und zusammen zu halten. Und noch eins kann man an und mit dieser Großmama lernen: dass es nicht Respektlosigkeit ist, wenn gelegentlich auch Juden ihr Fett abkriegen.

Wie viel Irene von der Großmutter gelernt hat, kann man in dem Band mit Erzählungen: „Fromme Lügen“ nachlesen.

Aber ich will zum Schluss noch eine Erzählung erwähnen, die ich besonders gerne habe - und nicht nur deshalb, weil sie neben der mit Hans Magnus Enzensberger geschriebenen und von Michael Sowa illustrierten Hasengeschichte „Esterhazy“, die hoffentlich auch in jedem Schweizer Haushalt einen prominenten Platz gefunden hat - weil sie neben „Esterhazy“ die einzige Geschichte ist, die ich in meinem langen Verlagsleben von Irene verlegen durfte: Sie heißt „Zwei Scheiben Glück“ und ist im Hanser Kinderbuch erschienen, aber wie jede wirklich gute Kindergeschichte hätte sie auch im Erwachsenenprogramm bella figura gemacht.

Für diese „Zwei Scheiben Glück“ erhielt Irene Dische den Jugendliteraturpreis, viele andere Preise hat sie nicht erhalten. Warum? Weil sie zwischen zwei Welten lebt, in Berlin und in Rhinebeck nördlich von New York? Ich will über die Gründe nicht spekulieren, sie erzählen eine traurige Geschichte, denn heute, mit der Verleihung des Swift-Preises an Irene Dische, kommt eine lange Periode der unfreiwilligen Preisenthaltung an ein Ende. Jetzt dürfen, nach einem alten Gesetz, viele weitere Preise folgen!

Herzlichen Glückwunsch!